

Tilman Rammstedt

**Erledigungen vor der Feier**

115 Seiten

Gebunden

Erscheinungsjahr: Frühjahr 2003

€ 14,90 (D) / sFr. 27,30

ISBN 9783832178345

**Sommer** Niemanden schien es zu interessieren, ob und wie und wann Dinge oder Menschen zusammentrafen. Die Jahreszeiten rutschten einem durch die Finger, und wenn man im Mai jemanden fragte, was er im Sommer vorhabe, hieß es: Wegfahren, wenn es geht, und sei's nur an die Ostsee. Das war die allgemeine Situation. Genauer waren es L. und ich, die nicht zusammentrafen, oder wenn, dann nur örtlich und zeitlich, ohne damit viel anfangen zu können. Genauer war es natürlich auch L., die, von mir im Mai nach ihren Sommerplänen befragt, mit dieser kräfteaubenden Unverbindlichkeit antwortete, so dass es unmöglich war, irgendeine Position zu verlassen.

Man schlief nicht miteinander. Auch wenn es dafür wenig Gründe gab. Zahllose Nächte gemeinsam auf der Hundertzwanzigzencentimetermatratze, nur so viel Körpernähe, wie dort nicht zu vermeiden war, hin und wieder Küsse zur Begrüßung, zum Abschied, ohne je eine bedenkliche Sekundenzahl zu erreichen, in der die Lippen aufeinander lagen, ohne je eine Zunge durch die Zähne zu lassen, die Tabuzonen für die Hände auf dem Körper des anderen waren bekannt. Erst Mitte Juli, nach einer weiteren Hundertzwanzigzencentimeternacht, einem weiteren Frühstück, bei dem man leicht vergessen konnte, dass wieder nichts geschehen war, was man in irgendwelche Kategorien hätte einordnen müssen, traute ich mich wieder, nach dem August zu fragen, dem August, in dem Berlin beinahe so unerträglich wie im Januar wird, dem August, in dem man entweder vor dem Sommer kapituliert oder ihn unterwandert, dem August, der in L.s Kalender mit einem Buntstift als möglicher Ferienmonat markiert war. Das hatte sie schon Anfang des Jahres getan, als sie noch Kanada, Ostafrika oder zumindest Portugal als Ziele dieses Urlaubs angab. Von der Ostsee war damals noch nicht die Rede gewesen.

Auch jetzt nicht, auch Mitte Juli nicht, auch nicht bei diesem Frühstück mit mehr Zigaretten als nötig, mit der Kaffeetasse in der Hand, mit Schlaf in den Augen und mit L.s Körper im Bademantel, L.s Körper, den ich in der Nacht wieder nur an unproblematischen Stellen berührt hatte. Die Ostsee wurde nicht erwähnt. Sie stand plötzlich in einer Reihe mit Kanada, mit Ostafrika und Portugal, wurde zu einem entfernten Ziel, über das man sich im Winter Gedanken macht, auch wenn der Winter Mai heißt. Der Juli zählt nun aber definitiv nicht mehr zum Winter, da konnte auch L. sich nichts vormachen, und die Buntstiftmarkierung wurde plötzlich zur Bedrohung, zu einem Dokument des Scheiterns, einem Scheitern,

das L. verachtete und das ihr schlechte Laune bereitete, und mit einer schlecht gelaunten L. wollte ich nicht wegfahren, selbst wenn ich es dürfte, selbst wenn es nur an die Ostsee wäre, für drei Tage, vielleicht eine Woche. Und weil L. in ihrem Bademantel gut gelaunt aussah, weil wir keine Zigaretten mehr hatten, weil die Sonne schien, und es zwar nicht heiß, aber immerhin Sommer war, schlug ich vor, das zu tun, was Liebespaare an solchen Tagen machen, was das Letzte wäre, was ich mit L. machen wollte, wenn wir ein Liebespaar wären, weil es dann so gezwungen aussähe, was jetzt aber erlaubt war, weil wir kein Liebespaar waren und vielleicht nur deshalb nicht miteinander schliefen und uns nichts über die Augen und Hände des anderen erzählten, um diese Dinge tun zu können, diese Dinge, die sonst Liebespaare tun. Ich schlug vor, einen Ausflug zu machen. Nicht an die Ostsee, dafür war es zu spät, dafür hätte L. eine Tasche packen müssen, und plötzlich wäre es eine Reise geworden. Nicht die Ostsee also, sondern Rheinsberg, Chorin, der Spreewald oder zumindest Köpenick. Ungewohnt schnell einigten wir uns auf Köpenick, vielleicht, weil man auch ohne Eisenbahn nach Köpenick kommt, und mit einer Eisenbahn hätten wir dann schließlich auch ebenso gut an die Ostsee fahren können oder nach Portugal. In Köpenick gibt es eine Tramstation, die Freiheit heißt und an der L. aus diesem Grund unbedingt aussteigen wollte, was ich albern fand. Sie meinte, ich sei langweilig, ich meinte, sie sei kitschig, und dann war die Tram schon weitergefahren, mit L., die beleidigt war, und mit mir, der sich schämte. Wären wir ein Liebespaar, hätten wir uns jetzt gestritten. So schwiegen wir nur, was nicht weiter auffiel. Dass man mit guten Freunden auch schweigen kann, weiß ich. Was daran so besonders sein soll, weiß ich nicht. Mir fallen nur wenige Dinge ein, die einfacher erscheinen als Schweigen. Und auch wenn die Frage, ob L. und ich nun gute Freunde seien oder nicht, mich stets in Bedrängnis gebracht hat, so schwiegen wir manchmal gemeinsam, was ja schließlich einfach war, und manchmal redeten wir gemeinsam, was beinah genau so einfach war, und manchmal war es einer von uns, der redete, während der andere schwieg, und das war in den meisten Fällen vielleicht die beste Lösung. Schön hier, sagte L. zum Beispiel in diesem Fall, und ich sagte nichts.

Wir setzten uns ans Wasser, obwohl es das gleiche Wasser war, das wir beinah jeden Tag sahen, auch ohne einen Ausflug zu machen. Am Wasser sitzen jedoch, zumindest für einige Zeit, alle gern. Am Wasser zu sitzen ist Konsens. L. summt vor sich hin, die Sonne schien vor sich hin, das Wasser plätscherte vor sich hin, und ich sah ihnen dabei zu. Alle hatten ihre Beschäftigungen, und wir begannen, uns zu langweilen. Langeweile heißt bei Ausflügen zwar nicht Langeweile, sondern Entspannung, aber das half wenig. Es gab keine Schiffe, denen man hätte nachschauen können, und auch keine Wellen, wie es sie gegeben hätte, wären wir an die Ostsee gefahren, um uns ans Wasser zu setzen, Wellen, die einem das Gefühl vermitteln, irgendetwas würde geschehen. Ich merkte, wie L. unruhig wurde, doch weil man bei einem Ausflug nicht sofort nach der Ankunft wieder umkehren kann, um ins Kino oder irgendwo anders hinzugehen, blieben wir sitzen und aßen Schokolade.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie es wäre, L. jetzt zu küssen. Es gelang nicht. Man kann nicht plötzlich mit solchen Vorstellungen anfangen, nur weil einem langweilig ist. Der Kuss selbst erschien dabei gar nicht so problematisch, auch Küssen gehört schließlich zu den einfacheren Tätigkeiten im Leben, vielleicht sogar zu denen, die einfacher sind, als gemeinsam zu schweigen. Schwieriger war

es, sich vorzustellen, was wir anschließend gemacht hätten, außer weiter aufs Wasser zu schauen. Irgendwann hätten wir dann wohl gelacht, wie man halt lacht, und dann hätten wir uns noch einmal geküsst, weil uns nichts anderes eingefallen wäre, weil man beim Küssen nicht sprechen muss, weil küssen auf jeden Fall einfacher ist als sich geküsst haben, und am Abend hätten uns dann die Lippen wehgetan, und die Verabschiedung wäre umständlich geworden.

Wir saßen dicht beieinander, die Entfernung zwischen unseren Mündern betrug vielleicht zwanzig Zentimeter. Ich konnte ihre Creme mit irgendwelchen hauteigenen Coenzymen riechen, und als sie sich zu mir umdrehte und mich ansah, erschreckte mich dieser Blick. Für Sekunden zwar nur, zwei, höchstens drei, dann drehte sie sich wieder weg, und wir rauchten eine Zigarette, an beinahe einem gemeinsamen Ort, zu beinahe einer gemeinsamen Zeit. Das heißt nicht viel.

**Winter** Jetzt ist Winter, sagt L., und ich glaube ihr. L. kennt sich aus mit den Jahreszeiten. Frühling, Sommer, Herbst, Winter - das sind nicht nur Worte für sie, das sind Kategorien, in denen man die Welt wahrnimmt, wenn man nur aufmerksam genug ist. Den Winter erkennt man daran, dass alle bei Heißgetränken zusammensitzen, um über Nebenkosten zu reden, und darüber, wo man Sylvester verbringt. Im Winter steigt man in die U-Bahn, und wenn man wieder ins Freie tritt, ist es dunkel. Das hat mir L. erklärt. Sie hat mir auch erklärt, dass der Winter die beste aller Jahreszeiten ist, die klarste, die ehrlichste, dass es die Jahreszeit ist, der man noch am ehesten trauen kann, weil man nicht geblendet wird von der Sonne, nicht von den bunten Blättern und auch nicht von den Hormonen. Ich höre L. bei alledem zu, auch wenn ich weiß, daß sie mir im Frühling, wie sie es immer tut, erklären wird, dass der Frühling die beste Jahreszeit ist, im Sommer ist es dann der Sommer und im Herbst der Herbst. Manche würden sagen, L. sei unentschlossen. Sie selbst sagt, sie gehe eben mit der Zeit.

Ich mache mir sonst wenig Gedanken um die Jahreszeiten. Im Herbst ziehe ich einen Mantel an, im Frühling ziehe ich ihn wieder aus. So einfach ist das. Dennoch mag ich den Winter gerne, weil L. dann zur Winter-L. wird, und die Winter-L. bereitet viel Freude. Die Winter-L. ist stets eingepackt in Pullover und Mäntel, in Schals, Handschuhe, Muffs und Ohrenwärmer. Die Winter-L. nimmt viel Platz ein. Die Winter-L. kann sich kaum bewegen in ihrem Kälteschutz. Die Winter-L. braucht immer mehrere Minuten, um sich aus ihrer Rüstung zu schälen, Minuten, in denen ich beobachten kann, wie aus der Winter-L. allmählich wieder die L. wird, die ich aus dem Herbst, dem Frühling und Sommer kenne.

Mit der Winter-L. treffe ich mich häufig zu Heißgetränken, und wir reden nicht über Nebenkosten und nur manchmal über Sylvester; wir wissen ja auch so, dass es Winter ist. Mit der Winter-L. rede ich über andere Dinge, doch ich gebe zu, nicht immer ganz aufmerksam zu sein, weil die Winter-L. sich nie entscheiden kann, ob es ihr zu warm oder zu kalt ist, und deshalb zieht sie verschiedene Teile ihrer Verpackung im Laufe des Gesprächs immer wieder an und immer wieder aus, und dann lässt sie, mit Absicht, wie ich vermute, einen Handschuh fallen, und dann verheddert sie sich in einem Pulloverärmel, und der Schal hängt im Kaffee, und ich freue mich sehr, und die Winter-L. fragt: Hörst du mir überhaupt zu, und ich sage: Ja, aber das ist gelogen.

Wenn L. sagt, dass jetzt Winter ist, dann hat das seine Gründe. Der Winter

bedeutet L. mehr als Nebenkosten und Sylvester, mehr als die Kälte und der Schnee und der Regen und der Schneeregen und die Dunkelheit, die immer zu früh kommt. Im Winter wird L. besinnlich, vorsätzlich, wie sie meint. Im Winter schaut sie mich lange an und erzählt mir von ihrer Schulzeit, von ihren Jugendlieben, ihren besten Freundinnen und anderen Dingen aus der Zeit, bevor wir uns kannten, der Zeit, die mich, wenn ich ehrlich bin, nicht sehr interessiert. Nur im Winter wird mir bewusst, dass L. überhaupt über eine Vergangenheit verfügt, und nur im Winter fragt mich L. manchmal nach meiner. Ich glaube, sie tut das nur aus Höflichkeit, und ich antworte knapp und ausweichend. L. wechselt das Thema. Wollen wir noch etwas trinken, fragt sie. Und ich schlage vor, woanders hinzugehen, weil ich will, dass sie sich wieder einpackt in ihre Pullover und Schals und anderen Winterdinge, und dann packt sie sich ein, und ich denke daran, dass es in zwei Monaten schon wieder wärmer wird, dass dann eine Schicht nach der anderen von L.s Verpackung verschwindet, und wenn sie dann, irgendwann im April vermutlich, sagen wird: Jetzt ist Frühling, trägt sie höchstens noch eine Jacke. Was schaust du so traurig, fragt sie. Ich denke an die Zukunft, sage ich. L. nickt verständnisvoll. Sie kennt sich aus mit Jahreszeiten. Sie weiß, wie man im Winter denkt.

**Frühling** Jetzt hat sich L. auch noch den Frühling ausgedacht. Ich wende ein: Frühling kann man sich nicht ausdenken. Frühling gibt es schon. Und nur weil er so unzuverlässig ist, heißt das nicht, dass man ihn gleich neu erfinden darf. L. wendet ein, dass ich ein Besserwisser sei und sie sich schließlich ausdenken dürfe, was sie wolle. L. denkt sich vieles aus, die Wohnungen und Häuser, in denen sie mal leben möchte, Ehemänner und Lebensabschnittsgefährten, Berufe, ihre ganze Zukunft, und manchmal auch ihre Vergangenheit. Sie denkt sich Namen aus, für sich, für mich, für ihre Kinder und für Tiere, die es nicht gibt, die es aber geben sollte, findet L. Sie erfindet neue Gesetze, sogar neue Naturgesetze, manchmal auch ganze Planeten, Planeten, auf denen man aus Komplimenten etwas kochen kann, zum Beispiel.

Ich finde das amüsant und manchmal ein wenig anstrengend, weil meine Rolle dabei klar ist: Ich muss mich für die Realität einsetzen. Ich bin der Anwalt der Wirklichkeit. Ist doch alles ganz okay, so wie es ist, sage ich, und L. sagt: Ganz okay, ganz okay. Du musst ja nicht mitkommen, wenn ich auf den anderen Planeten ziehe.

Heute hat sie sich also den Frühling ausgedacht. Seit Tagen schon beklagte sie sich über den real existierenden Frühling oder besser den real nicht existierenden, da bisher nur vom Kalender vorgeschriebenen Frühling und übertrug diese Enttäuschung auf mich: Na, ist immer noch alles so wahnsinnig okay für dich, findest du deine Realität immer noch so toll? Bisschen nass ist sie, deine Realität, ein bisschen kalt, oder? Und ich habe sie unterbrochen: L., du redest Unsinn, und sie hat gesagt, das sei ja kein Wunder, wenn man sich nicht einmal auf den Frühling verlassen könne.

Der eigentliche Grund für ihre Wut hatte, glaube ich, etwas mit einem Kleid zu tun, einem Kleid, das sie sich vor ein paar Tagen gekauft hatte und von dem sie mir seitdem erzählt. Wie es aussieht, und wie sie darin aussieht, und wie gut sie sich vorstellen könne, damit zu spät zu einer Verabredung zu erscheinen, angerauscht zu kommen, und der, der an der Ecke oder so auf sie wartet, will

gerade mit seinen Vorwürfen beginnen, muss sich aber selbst unterbrechen, und statt böse zu sein, ist er entzückt: Mensch, schönes Kleid. Steht dir gut. Echt, soll er dann sagen. Ein guter Plan, findet L.

L. redet viel von dem Kleid, doch eigentlich geht es ihr um die Situation. Das Kleid dient nur als Vorwand, denn L.s Eitelkeit ist eine szenische Eitelkeit. Noch wichtiger als gut auszusehen ist ihr, gut dazustehen. Ich bot ihr an, den Part des Wartenden zu übernehmen, und L. willigte ein. Aber nur, betonte sie, wenn ich es dann auch ernst meinte mit dem Entzücktsein.

Doch bisher hat sich der Frühling einfach nicht an Kalenderabmachungen gehalten, bisher lässt er Kleidertragen noch nicht zu, lässt L.s Szene nicht zu, und L. wurde immer ungeduldiger, und heute rief sie an und sagte: Es reicht. Genug. Jetzt denk ich mir meinen eigenen Frühling aus. Viel Spaß, dachte ich, sagte das aber nicht, sondern: Schön. Und wie sieht er aus, dein Frühling? L. zögerte. L. zögert selten. L. sagt lieber Unsinn als zu zögern. Wenn L. zögert, dann verheißt das nichts Gutes. Ich weiß nicht genau, sagte sie schließlich. Erst habe sie gedacht, man müsse den Frühling bestellen können, wie beim Teleshopping, wie eine Pizza oder eine Blaskapelle. Dann hielt sie es doch für besser, wenn Frühling keine Zeit, sondern ein Raum sei, kein kleiner Raum, kein Zimmer, sondern ein ganzes Land oder so, in das man dann fahren könne, bei Bedarf. Blöd an der Idee sei nur, dass es dann wie Urlaub wäre, und Frühling im Urlaub, sagte L., sei ja einfach. Frühling müsse im Alltag sein, und der ganze Alltag könne ja nicht immer mitkommen, wenn man nach Frühling fahren möchte, alle hätten ja Termine, Verpflichtungen. Herrje, sie wisse nicht, wie sie ihn sich ausdenken solle, aber ausgedacht habe sie ihn sich schon, nur halt noch nicht so konkret. Und jetzt solle ich doch mal etwas sagen.

Geht es um das Kleid, fragte ich. Nein, sagte L. Vielleicht ein bisschen, sagte L. Und wenn schon, sagte L. Ich schlug vor, dass sie es jetzt gleich anziehe, egal wie kalt es sei. Ich würde mich sofort aufmachen und an der Ecke auf sie warten, bis sie viel zu spät erscheint, angerauscht kommt, und dann bin ich entzückt und sage meinen Satz auf. L. war einverstanden. Du musst es dann aber auch ernst meinen, sagte sie noch einmal, sonst bringt das alles nichts.

Das war vor zwanzig Minuten. Ich lasse mir noch etwas Zeit, sie soll ruhig noch ein wenig frieren in der Realität. Dann werde ich losgehen, und natürlich wird sie erzürnt sein über meine Verspätung, und natürlich wird sie gut aussehen in dem Kleid, und natürlich wird sie mir nicht glauben, wenn ich den Satz aufsage, und natürlich wird sie darüber klagen, wie kalt es sei, aber dann können wir irgendwo anders hingehen, etwas Warmes trinken und in Ruhe den Regen betrachten. Den Frühling haben wir dann hinter uns.

**Herbst** Immer diese Blätter, sagte L. am Tag nach der Nacht, in der wir aufhörten, nicht miteinander zu schlafen. Der Tag war ein Oktobertag, mit Oktobersonne in einem Oktoberpark. Lass uns den Herbst anschauen, hatte L. gesagt am Morgen, diesem Oktobermorgen, als wir dann doch beim Frühstück saßen und gar nichts so anders schien, wie wir es wohl beide befürchtet hatten, als wir ein paar Stunden zuvor versuchten einzuschlafen und unsere Haut sich dabei plötzlich an Stellen berührte, die in anderen Nächten noch mit Stoff bedeckt waren.

Wir saßen in L.s Küche und hielten uns an Tätigkeiten, in denen wir uns

auskannten, in denen wir gut waren. Gut waren wir im Kaffeetrinken, gut waren wir im Musikaussuchen fürs Frühstück, gut waren wir im gemeinsamen Zähneputzen. Das hatten wir trainiert. Da waren wir ein eingespieltes Team. Nicht gut waren wir im Miteinanderschlafen. Nicht gut waren wir im Hände-über-den-Körper-des-anderen-wandern-Lassen, überhaupt nicht gut waren wir im beiläufigen Verhütungsmittel-Ansprechen, richtig schlecht waren wir sogar im Einander-hinterher-Haarsträhnen-aus-dem-Gesicht-streichen. Das funktioniert so nicht, hatte L. gesagt, und ich hatte ihr Recht gegeben, und dann hatten wir uns umgedreht, voneinander weg, und uns eine gute Nacht gewünscht, und als L. nach einer Zeit, vielleicht einer halben Stunde, vielleicht einer ganzen, fragte, ob ich auch nicht schlafen könne, sagte ich: Doch, und wie, und dann zog sie mir die Bettdecke weg, und wir standen auf und schauten nur kurz an dem anderen herunter. L. kochte Kaffee, ich suchte Musik fürs Frühstück aus. Es war halb fünf. Um halb sieben hatte L. schon zweimal neuen Kaffee gekocht, und ich hatte schon zweimal neue Musik ausgesucht, und als klar wurde, dass der Oktobertag ein sonniger Oktobertag werden würde, waren wir beide froh, die Wohnung verlassen zu können, die Wohnung, in der sich das Sofa befand, auf dem wir, wie schon so oft, nebeneinander gesessen hatten, am Abend vor der Nacht, dem Sofa, vor dem noch die Weingläser standen, aus denen wir getrunken hatten, als L. mir wieder einmal von einer gescheiterten Affäre erzählte, sich über den Mitgescheiterten lustig machte und mir zeigte, wie unbeholfen er immer ihre Nähe gesucht habe, mit den Füßen anfangend, die sich, wie zufällig, berührten, den Händen, die immer neue Ausreden suchten, in ihr Haar, das jetzt beim Vormachen mein Haar war, zu gelangen, und von da abrutschend an ihre Wange, meine Wange, dann der tiefe Blick, der, bei aller Übertreibung, doch nicht nur die Parodie eines Blickes war, und ich plötzlich merkte, dass es nicht mehr allein ums Vormachen ging, immer weniger ums Vormachen ging, dass das Vormachen viel zu lange dauerte, dass sie ihre Rolle gut spielte, dass ich nicht Zuschauer war, und als sich ihre Hand, die längst nicht mehr die Hand des Mitgescheiterten war, zurück in meine Haare bewegte und dort einfach blieb, ließ sich nicht mehr leugnen, dass wir uns in einer deutlichen Situation befanden. In anderen Situationen hatten wir immer noch einen Hinterausgang gefunden, um in die Gewohnheit, die Undeutlichkeit zurückzukehren, jetzt aber entfernten wir uns weiter und weiter von diesem Hinterausgang, so weit, dass eine Rückkehr in die Gewohnheit, in die Undeutlichkeit viel zu auffällig gewesen wäre, um wirklich zu gelingen, und der nächste Schritt eigentlich klar war, an mir war, meine Hand in ihr Haar, an ihre Wange, ihren Hals zu führen. Genau das sah meine Rolle an dieser Stelle vor, um noch halbwegs im Spiel zu bleiben, und genau das war mir unmöglich, da mein linker Arm zwischen Sofa und L.s zu mir gedrehtem Oberkörper eingeklemmt war, und ich in der rechten Hand immer noch, lächerlicherweise, das Weinglas hielt, mich daran festklammerte, eine Behinderung, die ich nicht beheben konnte, ohne die Position zu ändern, und ein Ändern der Position hätte zu diesem Zeitpunkt leicht missverstanden werden können.

Meine Hände blieben also an ihrem aussichtslosen Platz, ich musste die Reihenfolge ändern, und statt der Hände bewegte ich den Kopf, und L. bewegte ihren, und dann stießen unsere Nasen aneinander, und dann war mein Mund an ihrem Kinn, und dann an ihrem Mund, der sich öffnete, und die Lippen, trocken von Wein und Zigaretten und Reden über gescheiterte Affären, tasteten sich ab,

bis L. dann mit ihrer Zunge die Trockenheit auf ihren Lippen beseitigte, und auf meinen gleich mit, wo sie auf meine Zunge traf, so dass sich für einige Sekunden nichts außer ihnen berührte, was seltsam ausgesehen haben muss.

Das dachte ich jedenfalls in diesen Sekunden, und L. anscheinend auch, denn ihre Hand kam zurück in mein Haar, entschlossener, sie zog meinen Kopf näher zu sich heran, etwas zu entschlossen für meine ohnehin nicht sehr stabile Haltung, und auch für das Weinglas, das ich noch immer wie einen Trostpreis festhielt. Na, nicht so stürmisch, sagte sie. Entschuldigung, sagte ich. Nicht schlimm, sagte sie, nahm mir das Glas aus der weinnassen Hand, stellte es auf den Boden und zog mich vom Sofa. Guter Zeitpunkt, sagte sie. Wozu, wollte ich fragen, konnte es mir aber denken. Ich ging in die Küche, um mir die Hände zu waschen. L. ging ins Schlafzimmer. Mir Rotwein auf die Hose zu schütten. Was für ein billiger Trick. Von dir hatte ich wirklich mehr erwartet, hörte ich sie rufen. Als sie nach dem, was mir wie eine angemessene Zeit vorkam, nicht zum Sofa zurückkehrte, folgte ich ihr ins Schlafzimmer, und die Dinge, in denen wir nicht gut waren, begannen. Wir ahnten beide, was zu tun war, wir kannten beide die Bewegungen und die Reihenfolge, die richtigen Laute und Blicke, das Tempo, die Körperstellen, die wichtig waren, und die, die nur auf dem Weg zu den wichtigen lagen. Neu war nur, dass L. und ich die Beteiligten waren, und es kam mir einfallslos vor, das zu tun, was wir auch sonst in diesen Situationen taten. Bei aller Einmaligkeit hat man dann doch nur miteinander geschlafen. Die Körper lösen sich voneinander, und der andere Körper gehörte L., die sich so dicht an mich legte, dass wir uns nicht anschauen mussten.

Im Oktoberpark schauten wir uns auch nicht an, nicht häufig jedenfalls. Wir hielten uns nicht an den Händen, und als L., schwindelig von der Müdigkeit wohl, stolperte und sich kurz an mir festhalten musste, sagte sie: Entschuldige. Wir redeten nicht, L. sagte: Immer diese Blätter. Erst geben sie so an mit ihrem Buntsein, und dann fallen sie einfach runter. Wenn sie mit dem Herbst nicht klarkommen, können sie doch wenigstens in den Süden fliegen. Und als wir dann gar nicht mehr redeten und immer noch nicht die Uhrzeit erreicht war, zu der wir normalerweise aufstanden, sagte L., dass sie sich wieder hinlegen wolle, sie sei müde, sie habe jetzt genug Herbst gesehen, und überhaupt müsse man sich auch nicht so aufführen. Wir sind doch schließlich erwachsen, sagte sie. Was hat das denn mit Erwachsensein zu tun, fragte ich, und L. meinte, wenn man erwachsen sei, brauche man halt seinen Schlaf.

Das Sofa stand immer noch in der Wohnung. Wie zu erwarten. Das Bett war nicht mehr warm, aber zerwühlt, und wir legten uns hinein, Rücken an Rücken. Ich konnte spüren, wie L. beim Einschlafen zuckte, irgendwann am Nachmittag wachte ich auf. Ich hörte, wie sie in der Küche Kaffee kochte. Ich ging zu ihr. Machst du Musik an, bat sie mich. Natürlich, sagte ich.